

Predigt am 12. Sonntag im Jahreskreis (A)

(Mt 10, 26-33)

von Pfr. Dr. André Golob

Es gibt etwas Schlimmeres als den Tod, so könnte man die Worte Jesu zusammenfassen, die wir gerade gehört haben. Das wirklich Schlimme, der eigentliche Tod besteht in seinen Augen darin, mit dem Leben gar nicht erst richtig zu beginnen, indem man aus lauter Angst alles vermeidet, was das menschliche Leben ausmacht an großer und starker Hoffnung und Leidenschaft, an Perspektive und Verlangen, an Sehnsucht und Würde und Glück. In der Angst vor dem Tod verkrümmt und verkümmert das Leben immer mehr – es ist dann kein Leben mehr, es ist ein schleichender Tod. Daher, meint Jesus, sollten wir - im Blick auf Gott - Vertrauen gewinnen in die Wahrheit, die wir sehen und spüren können.

Ich denke das ist ein Schlüsselbegriff in der Lehre Jesu Christi: „Vertrauen“, *Emunah* auf Hebräisch. Und es ist ein fataler Fehler diesen Begriff mit dem griechischen Wort „pistis“ (oder gar „doxa“) = „Glaube“ zu übersetzen, als ein Fürwahrhalten bestimmter Glaubensinhalte. Es geht nicht um ein Fürwahrhalten von Lehren und Dogmen in einer Art Glaubensbekenntnis im klassischen Sinne, sondern um eine *Existenzform*, die als ein vollkommenes Vertrauen begriffen werden muss.

Die Fehlübersetzung birgt wiederum die Gefahr einer Dogmatisierung, einer Art gewaltsamen Glaubens, der alle anderen Denkmöglichkeiten unter Verbot stellt und anhand von Kontrolleuren alle aufspürt, die den wahren und richtigen Glauben verlassen haben. Es gibt Kirchen, da gibt es Spitzel, die sich an höherer Stelle beschweren. Und Briefeschreiber und Denunzianten gibt es auch bei uns. Und dann braucht es nicht lange, bis aus Jesus von Nazareth eine Art Kultgottheit wird und seine Gemeinde zu einer Art Zwangsgemeinschaft, die alle verfolgt, die nicht spüren.

Doch zurück zum Evangelium – ein Blick hinein zeigt offenbar: Vertrauen kündigt sich langsam an. Zunächst ist es ein kleiner, ja winziger und oft ohnmächtig erscheinender Kreis von Jüngern, die ihm glauben. Ihnen und den anderen Menschen, die ihm folgen, schenkt Jesus immer wieder wunderbare Wort des Vertrauens und der Hoffnung. Er

spricht von der Glückseligkeit der Weinenden, der Tröstung der Armen, der Beschirmung der Wehrlosen usw. Doch wer vertraut diesen Worten? Sie erregen doch vielmehr Feindschaft, Widerspruch, Hass und Verfolgung – und führen, wie wir gesehen haben, ans Kreuz? Wenn man genau hinschaut, so sind es vor allem drei Momente, die all diese Anfeindungen auf den Plan rufen, die letztendlich Jesus ans Kreuz bringen.

Erstens: In seinen Gleichnissen gibt Jesus den kleinen, den einfachen Leuten Raum. Anhand ihres Lebens und Alltags erläutert er seine Botschaft, verwendet z.B. viele Bilder aus der Landwirtschaft und dem Arbeitsleben. Und er zeigt, dass sich in ihrem bescheidenen, ärmlichen Leben Gott offenbaren kann. Er steigt herab und blickt in die Augen der Menschen, suchend, gehetzt, angstgeweitet, oft von Tränen überströmt, oder schimmernd von Glück und Leidenschaft und Freude. So begreift Jesus Gott. Der Blick in die Gesichter der kleinen Leute, die Zuneigung ihnen und ihren Schicksalen gegenüber, war Jesus unendlich wichtig.

Doch das darf sein, dass die kleinen Leute sich anmaßen von Gott zu reden? Dass man sie womöglich für mündig hält und fähig der Gottgewisheit, dass geht gar nicht. „Dafür haben wir doch die Priester und Schriftgelehrten, die Theologen und höchstkirchlichen Würdenträger.“ Doch damit ist Schluss, so zeigt uns Jesus. Meine Großmutter, Frau eines Bergarbeiters, sprach noch von den besseren Leuten und denen da oben – offensichtlich tiefsitzende Minderwertigkeitsgefühle. Und Jesus sagt heute: Vor Gott gibt es so etwas nicht - oben und unten - , vor Gott sind wir alle gleich. Welch revolutionäre Sprengkraft. Wenn Menschen das begriffen hätten, die Bibel verstanden und aus ihr gelernt hätten, hätte es einen Kommunismus oder Sozialismus nie gegeben bzw. geben müssen.

Wir sehen: In der Sichtweise Jesu schlummert eine ganz andere Art, ein ganz anderer Ansatz, Frömmigkeit, Religiosität und Menschlichkeit zu begreifen.

Der zweite Punkt ist genauso einfach wie dramatisch. Er besteht in dem bedingungslosen Hoffen und Wissen auf und um Barmherzigkeit. Alle, die uns so sicher erscheinenden Gesetze der Moral und des Rechts fallen durch Christus in sich zusammen. Gott ist, so sagt Jesus, nicht gerecht - er ist allbarmherzig, er ist reine

Gnade. Wir brauchen uns unsere Existenzberechtigung nicht erarbeiten - sie wird uns unverdient geschenkt. Das widerspricht allem, was wir kennen. Alle Vorstellungen von dem, was gut ist und was böse, was richtig und was falsch, was tugendhaft, was lasterhaft, werden radikal auf den Kopf gestellt. „Wo kommen wir denn hin, wenn Gott auch jenen seine Liebe schenkt, die ihr ganzes Leben andere gequält haben? Das kann nicht sein, das darf nicht sein, das ist ungerecht, das ist Anarchie! Wo bleibt da unsere Rache?“

Doch genauso verhält es sich mit Gott. Er wirft unsere menschliche Logik auf den Haufen. Entgegen unserer Annahme ist Gott nicht ein Strafender, sondern er nimmt uns bedingungslos an. Und so wie er dies mit uns tut, so haben auch wir die Verpflichtung füreinander einzutreten, uns gegenseitig aufzurichten und zu verstehen, zu verzeihen. Insbesondere die Feindesliebe, die Liebe zu dem, der uns besiegen und vernichten will, ergibt sich aus der Analogie dieser bedingungslosen Liebe Gottes zu uns Menschen. Es ist für uns Menschen nicht leicht, das zu verstehen. In einem Erwachsenentaufunterricht sagte mir ein Palästinenser, der durch eine israelische Bombe ein Bein verloren hatte: „Das mit der Nächstenliebe ist eine tolle Sache und es beeindruckt mich immer wieder, was die Caritas alles für mich tut aus dieser fürsorglichen Nächstenliebe heraus. Aber, dass ich jene lieben soll, die mir mein Bein weggesprengt haben, kann ich nicht verstehen und ich will es auch nicht.“ Und dieses Widerstreben ist nachvollziehbar, denn Nacht für Nacht wacht er schweißnass auf, weil er immer wieder dieses furchtbare Erlebnis und den Schmerz durchleben muss. Da liegt es nahe zu hassen, statt zu lieben, Rache zu fordern, statt Vergebung – wir sind alle nur Menschen.

Doch Jesus Christus kann seine Bergpredigt nur formulieren, weil er um Gottes bedingungslose Liebe weiß, die alle, auch die Feinde, mit einschließt.

Schauen wir uns den dritten Punkt an, ebenfalls ein Grundkonzept: das Vertrauen in die Menschen, aufgrund des Vertrauens auf Gott, der sie geschaffen hat. Beides ist nicht voneinander zu trennen. Das Vertrauen in Gott und das in die Menschen ist ein und dasselbe. Solange Menschen Angst haben vor den anderen und um sich selbst, sind Grenzzäune nötig zur Absicherung, Stadtmauern zur Verteidigung, Angstverbreitung gegen die Angst. Die Spirale von Angst und Gewalt dreht sich auf diese Weise immer weiter, wie ein Bohrer in faulendes Holz, ohne je Halt zu finden.

Natürlich werden viele sagen, wir brauchen doch die Rüstung und die Nato, allein schon wegen der islamistischen Terroristen, der Taliban oder wegen Putin und ähnlicher Diktatoren. Doch haben wir nicht eine Mitschuld, dass es so weit gekommen ist? Hat unsere Welt nicht versagt, weil sie es zulässt, dass Menschen dahin kommen, andere zu malträtieren und zu töten. Muss man nicht die Gründe betrachten, wieso jemand gegen alle Ethik und allen Verstand handelt. Jedes menschliche Verhalten hat seine Ursachen und keiner tötet aus Jux und Dollerei, es sei denn, er ist geistig und seelisch zutiefst gestört. Wehe uns, wenn solche unsere Welt bestimmen. Diesen Zustand nennt man Hölle.

Doch wen darf diese unmenschlichen Weltsicht wundern, wenn junge Menschen schon in der Schule lernen, dass die Geschichte der Menschheit stets von den Entscheidungen machtbesessener Potentaten und Massenmördern abhängt und das stets gemacht wurde, was der Stärkere dem Schwächeren sagt.

Wie lehrt man Menschen, da herauszukommen, sich mit den Augen Gottes zu betrachten, eines Gottes, der sie liebt, wie sie sind. Sodass sie aufblühen zu Schönheit und Größe und beginnen zu leben dem Tode zum Trotz. Jesus vertraute darauf und mutet uns auch heute noch ein Umdenken zu.

Trotzdem gibt es die, die das aus vielerlei Hinsicht ablehnen. Sie wollten schon das glauben, was Jesus verkündigt, doch sie meinen zu wissen, dass dazu kaum einer in der Lage ist. Man solle es ihnen deshalb ersparen und einfach weitermachen wie bisher. Das ist oftmals die Haltung von Kirchen, die ihre eigene Sicht von dem haben, was Jesus gelehrt hat. Wir können das besonders in den USA beobachten, wie kirchlich engagierte Menschen gegen Abtreibungen wettern, aber Waffen mit sich tragen und die Todesstrafe propagieren. Weiter kann man sich wohl kaum von dem Mann aus Nazareth entfernen.

Und dann gibt es die Angst, die den Blick auf die Frohe Botschaft trübt, die Angst vor den Menschen und ihrer Machtbesessenheit und Unbelehrbarkeit, der Blick in die Weltgeschichte. Menschen können weit tiefer verletzt werden als nur den Körper, sie können bis in die Seele hinein verwunden. Sie können Schmerzen verursachen, scharf

und tödlich sein wie Bajonette, die ins weiche Fleisch eindringen. Menschen haben Macht, unsere Körper, unsere irdische Existenz zu vernichten.

Doch Angst ist kein guter Ratgeber und sie gibt denen erst die Macht, vor denen man sich fürchtet. Angst ist das Gegenteil von Vertrauen, von „Emunah“, und es gilt mutig zu sein und sich dem entgegenzustellen, was einschüchtert und Angst macht.

Betrachten wir jene, die uns Angst einflößen genauer, gehen wir auf sie zu, dann erkennen wir sehr bald, dass sie selbst von Angst getrieben sind, dass sie aus Angst Schrecken und Leid verbreiten. Angst essen Seele auf, wie es treffend heißt. Es ist wie mit dem Scheinriesen in Michael Endes Geschichte von der Wilden 13. Je näher uns die Mächtigen kommen, umso mehr erkennen wir, dass sie in Wirklichkeit ohnmächtig und armselig sind. Ihnen fehlt Liebe und Vertrauen. Ihnen müsste geholfen werden.

Es gilt Jesus in der eigenen Existenz, im eigenen Leben, Vertrauen zu schenken, indem wir so zu leben versuchen, wie er es uns vorgemacht hat. Es geht nicht darum christliche Bekenntnisse herzusagen und nachzuplappern, uns zu religiösen Inhalten oder moralischen Instanzen zu bekennen, es kommt vielmehr darauf an, im eigenen Leben zu verkörpern, was er war und wie er war und ist. Christsein ist kein Bekenntnis zu Glaubensdogmen, es ist eine vertrauensvolle Existenzform.

Amen.